

Wahrheit, Bedeutung und mentale Repräsentationen

Sprache gehört mit zu den erstaunlichsten und mächtigsten „Werkzeugen“, die die Menschheit entwickelt hat. Wir benutzen Sprache, um die unterschiedlichsten Ziele zu erreichen. In der analytischen Philosophie gehen traditionellerweise die Meisten davon aus, dass die primäre Funktion von Sprache sei, sich gegenseitig zu sagen, wie die Welt beschaffen ist. Es geht nach dieser traditionellen Auffassung also primär darum, zu sagen, was der Fall ist. Diese Tradition etablierte sich vor allem in der Folge der Sprachtheorien Freges, Russells und des frühen Wittgensteins. Dieser Sichtweise zu Folge besteht das Verstehen eines Satzes darin, zu „wissen was der Fall ist, wenn er wahr ist“ (Wittgenstein, Tractatus 4.024). Die Bedeutung eines Satzes wird also erfasst, wenn erfasst wird, welche Situation der Fall wäre, wenn der Satz wahr wäre. Mit anderen Worten: Die Bedeutung eines Satzes lässt sich anhand der Wahrheitsbedingungen des Satzes festlegen. Davidson (1967) argumentiert dementsprechend dafür, dass jede erfolgreiche Bedeutungstheorie eine Theorie sein muss, die einzelnen Sätzen Wahrheitsbedingungen zuordnet. Die moderne philosophische Semantik beschäftigt sich darauf aufbauend größtenteils mit der Frage, wie genau diese Wahrheitsbedingungen zu formulieren sind. Natürlich handelt es sich hierbei um eine verkürzte Darstellung. In der Sprachphilosophie gab es schon verschiedenste Ansätze, die gegen diese Grundposition argumentierten und ihre Theorien dementsprechend anders formulierten. Allerdings bilden nach wie vor Propositionen einen Kernpunkt in den meisten Theorien der analytischen Sprachphilosophie. Propositionen werden dabei aufgefasst als dasjenige, was Wahrheitsbedingungen hat. Somit spielen Wahrheitsbedingungen nach wie vor eine zentrale Rolle in der philosophischen Semantik.

Ich möchte in diesem Vortrag dafür argumentieren, dass dieses Grundverständnis der Funktion von Sprache falsch ist. Sprache ist nicht primär dazu da, die Welt darzustellen, abzubilden oder zu beschreiben. Vielmehr ist Sprache primär ein besonders effektives Mittel, um mentale Zustände zu äußern. Mentale Zustände sind nicht sinnlich wahrnehmbar – ich kann nicht sehen oder fühlen, was mein gegenüber denkt. Sprache ist ein Mittel, diese objektiv nicht zugänglichen mentalen Zustände sinnlich wahrnehmbar zu machen. Meine These ist daher, dass die primäre Funktion von Sprache ist, sich gegenseitig mitzuteilen, was man denkt. Da das Verhalten eines Menschen von seinen mentalen Repräsentationen abhängig ist, ist die Kenntnis seiner mentalen Repräsentationen essentiell wichtig, um sein Verhalten vorhersagen und erklären zu können. Nur wenn ich ungefähr weiß, was der andere denkt, kann ich wissen, was er tun wird. Da die Vorhersage des Verhaltens eines anderen essentiell wichtig ist für koordiniertes Handeln, ist die Kenntnis der mentalen Repräsentationen des Anderen unerlässlich für erfolgreiche Kooperation und erfolgreichen Betrug. Nur wenn ich ungefähr weiß, was der andere tun wird, kann ich mein Verhalten auf das seine abstimmen (mit guter oder schlechter Absicht). Sprache ist also essentiell wichtig für kooperatives Verhalten.

Tatsächlich scheint die Fähigkeit zur Kooperation einer der großen Unterschiede zwischen Menschenaffen und Menschen zu sein: Während Menschen bereits im Alter von ca. 14 Monaten ausgeprägtes kooperatives Verhalten zeigen, konnten selbst bei Menschenaffen, die von Menschen großgezogen wurden, bisher nur vereinzelt kooperative Züge beobachtet werden (Tomasello et al. 2005). Schimpansen haben beispielsweise keinerlei Interesse an Spielen, die nur in Kooperation mit einem Partner funktionieren, während für Kleinkinder die Kooperation ein wichtiger Faktor zu sein scheint: Wenn der Partner sein kooperatives Verhalten abbricht und das Mitspielen beendet, so versuchen die Kinder, den Partner wieder zu aktivieren (Warneken, Chen & Tomasello 2006). Dass diese kooperative Fähigkeit des Menschen tief verwurzelt ist in seiner Evolution, lässt sich daran sehen, dass bereits ganz grundlegende Eigenschaften daraufhin ausgelegt sind: Eine der basalsten Formen, über den mentalen Zustand eines anderen Informationen zu sammeln, besteht darin, seine Blickrichtung zu erkennen. So

kann man ungefähr wissen, was der andere gerade sieht und wofür er sich interessiert. Tatsächlich ist das menschliche Auge von der Evolution so ausgestattet worden, dass dies sehr einfach möglich ist: Menschen haben eine weiße Bindehaut, die sich durch einen starken Kontrast deutlich von der Pupille abhebt (und angeblich ist der Mensch das einzige Tier mit dieser Eigenschaft). So kann die Blickrichtung eines Menschen bereits aus relativ großer Entfernung genau bestimmt werden. Es ist plausibel, dass diese Offenbarung der Blickrichtung evolutionäre Vorteile für den Menschen mit sich brachte, nicht aber für andere Tiere. Wäre es für Menschen nachteilig gewesen, die eigene Blickrichtung anderen Artgenossen mitzuteilen, so hätte sich dieses Merkmal im Laufe der evolutionären Entwicklung wahrscheinlich nicht durchgesetzt. Die eigene Blickrichtung zu offenbaren hat allerdings Vorteile, wenn die anderen Artgenossen kooperativ sind. Sind sie hingegen kompetitiv, so ist es von Vorteil, die eigenen Interessen möglichst geheim zu halten und die eigene Blickrichtung nicht zu offenbaren. Kooperatives Verhalten basiert auf dem Austausch von Informationen über die eigenen mentalen Zustände. Ein weiteres Indiz dafür, dass die Kooperationsfähigkeit einen der entscheidenden Unterschiede zwischen Menschen und Affen ausmacht, ist die Fähigkeit zu Zeigegesten. Zeigegesten stellen einfache kommunikative Mittel dar, um einem Gegenüber alles Mögliche mitzuteilen; z.B. dass dort etwas Interessantes ist, dass er dort hingehen soll, dass er dort hinschauen soll, etc. Damit selbst eine solche basale Form von Kommunikation gelingen kann, muss dem „Angesprochenen“ klar sein, dass es sich bei der Geste um etwas handelt, was ihm Information geben soll. Er muss also davon ausgehen, dass der Gestikulierende kooperativ ist und ihm etwas mitteilen will, was er für seine Zwecke gebrauchen kann. Interessanterweise sind Kleinkinder schon sehr früh in der Lage, diese Form der Kommunikation zu gebrauchen; und zwar verstehen sie nicht nur die Zeigegesten der Erwachsenen, sondern sie produzieren auch selbst Zeigegesten (Tomasello, Carpenter & Liszkowski 2007). Affen hingegen konnten bisher noch nicht darauf trainiert werden, Zeigegesten zu verstehen. Wenn der Experimentator beispielsweise auf eine von zwei Boxen zeigt, um dem Schimpanse zu zeigen, wo das Futter versteckt ist, so zeigt der Schimpanse keine Reaktion. Erst wenn der Experimentator selbst zu dieser Box geht, um das Futter herauszuholen, stürmt der Schimpanse ebenfalls auf die Box zu und versucht, dem Experimentator zuvor zu kommen. Das bedeutet: Obwohl Schimpansen in der Lage sind, die Absicht anderer zu verstehen, entwickeln sie offensichtlich keine gemeinsamen Absichten, so dass kooperatives Verhalten nicht etabliert wird. (Dass kooperatives Verhalten in Ansätzen auch bei Menschenaffen vorhanden ist, zeigen Einzelfälle. So scheint es auch bei der Fähigkeit zur Kooperation kein „entweder-oder“ zugeben, sondern vielmehr graduelle Unterschiede zwischen Spezies. Dabei ist die Fähigkeit zur Kooperation beim Menschen besonders stark ausgeprägt, während bei Menschenaffen höchstens wenige Anlagen dafür vorhanden zu sein scheinen.) Insbesondere führt dieser Unterschied im kooperativen Verhalten dazu, dass Schimpansen im Gegensatz zu Menschen nicht in der Lage sind, so einfache Kommunikationsmittel wie Zeigegesten einzusetzen. (Der berühmte Fall des Bonobo „Kanzi“, der mit Hilfe von Tafeln kommunizieren kann, ist ein umstrittener Einzelfall. Darüber hinaus ist der Punkt, der hier gemacht werden soll, nicht, dass Menschenaffen generell keine Informationen austauschen – auch Affen benutzen verschiedene Gesten untereinander. Allerdings dienen die Informationen, die sie austauschen, nicht der Kooperation. Daher bleibt ihre „Kommunikation“ sehr beschränkt.)

Eine Voraussetzung für Kooperation ist, die mentalen Zustände von anderen zu kennen. Obwohl Menschenaffen die Fähigkeit besitzen, zumindest einige der mentalen Zustände Anderer zu erkennen, sind sie kaum dazu fähig, kooperativ zu handeln. Die Fähigkeit der Kooperation scheint also unabhängig zu sein von der Fähigkeit der Zuschreibung von mentalen Zuständen. Wenn die Fähigkeit zur Kooperation hinzukommt, kann einfache Kommunikation über Zeigegesten entstehen. Kooperation wird umso effektiver, je genauer die mentalen Zustände der Anderen bekannt sind. In diesem Licht erscheint Sprache als ein effektives Mittel, um innere mentale Zustände objektiv sinnlich wahrnehmbar zu machen. Diese Verfügbarmachung von

inneren Zuständen ist eine wesentliche Voraussetzung für effektives kooperatives Verhalten, was wiederum einen großen evolutionären Vorteil bietet. Daher ist es plausibel, dass Sprache in der Evolution entstanden ist, gerade weil sie uns ermöglicht, unsere mentalen Zustände zu äußern. Nach dieser Sichtweise liegt ihr evolutionärer Vorteil gerade nicht darin, dass wir mit ihrer Hilfe die Welt erfassen können (das leistet schon die Wahrnehmung), sondern dass wir mit ihrer Hilfe eine Zugangsweise zu sinnlich nicht wahrnehmbaren mentalen Zuständen von Artgenossen haben.

Warum ist es so wichtig, Zugang zu den mentalen Zuständen von anderen zu haben? Mentale Repräsentationen dienen dem Zweck, komplexe Verhaltensweisen erklären und vorhersagen zu können (Vosgerau, Schlicht & Newen 2008). Verhaltensweisen, die nicht nur durch Umweltreize zu erklären sind – wie z.B. das Fliegen der Motte zur Lichtquelle –, die also nicht nur starre Reaktionen sind, können nur erklärt werden, wenn interne Faktoren miteinbezogen werden. Komplexe Verhaltensweisen sind gerade dadurch gekennzeichnet, dass in verschiedenen Reizsituationen desselben Typus unterschiedliche Verhalten gezeigt werden. Die Reizsituation, sprich die externen Faktoren können also das spezifische Verhalten nicht allein erklären. Es müssen interne Faktoren hinzugenommen werden, und diese internen Faktoren sind genau die mentalen Repräsentationen. Hierbei sollen mentale Repräsentationen aufgefasst werden als Stellvertreter der repräsentierten Dinge. Eine Ameise, beispielsweise, die nach einer unsystematischen Suche nach Futter geradewegs zu ihrem Nest zurückfindet, verfügt über eine Repräsentation des Ortes ihres Nestes, die ihr dieses Verhalten selbst bei fehlendem Sinneskontakt zum Nest ermöglicht. Ich kann hier nicht im Detail darauf eingehen, wie solche Repräsentationen zu verstehen sind (siehe dazu Vosgerau 2009). Hier sei nur angemerkt, dass eine Unterscheidung zwischen nicht-begrifflichen Repräsentation, wie die der Ameise, und begrifflichen Repräsentationen fruchtbar ist. In diesem Vortrag wird es hauptsächlich um begriffliche Repräsentationen gehen, die dadurch gekennzeichnet sind, dass sie Begriffe (oder Repräsentationen von Begriffen) als analysierbare Komponenten enthalten. Dazu aber später mehr.

Das Wissen um die mentalen Repräsentationen von Mitmenschen ermöglicht es uns also, deren Verhalten genauer erklären und vorhersagen zu können. Diese Möglichkeit der Vorhersage des Verhaltens ist essentiell wichtig für eine effiziente und erfolgreiche Kooperation. Sprache kann aber durch die Verfügbarmachung von mentalen Repräsentationen genau dies leisten: das Verhalten anderer vorhersagbar zu machen und so letztendlich effektive Kooperation zu ermöglichen. Dabei ist es irrelevant, ob die ausgedrückten mentalen Repräsentationen wahr sind. Es ist sogar irrelevant, wie die Welt beschaffen wäre, wenn sie wahr wären. Relevant ist lediglich, dass mentale Repräsentationen das Verhalten steuern. Eine Wahrheitsbedingungen-Semantik lässt diese primäre Funktion von Sprache allerdings vollständig außer Acht und geht daher an wesentlichen Eigenschaften von Sprache vorbei.

Mit Sprache können wir also mentale Repräsentationen ausdrücken. Sprachliche Ausdrücke stellen also gewissermaßen ein „Rezept“ zum Aufbau einer mentalen Repräsentation zur Verfügung. Was hierbei genau unter den Begriff „Sprachlicher Ausdruck“ fallen soll, sei zunächst nur vage bestimmt: Als sprachlichen Ausdruck möchte ich grob konventionalisierte Zeichen bezeichnen, die für Kommunikation eingesetzt werden. Ob z.B. Zeigegesten in diesem Sinne zu den sprachlichen Ausdrücken gehören, kann meines Erachtens zunächst offen bleiben, da meinem Ansatz zu Folge die semantische Analyse solcher eventuell vorsprachlich zu nennenden Gesten ganz parallel zur semantischen Analyse von sprachlichen Ausdrücken verläuft. In demselben vagen Sinn werde ich von Sätzen sprechen, um sprachliche Ausdrücke zu bezeichnen. Somit möchte ich alle konventionalisierten (einfachen oder komplexen) Zeichen, die in einer Kommunikationssituation als Einheit benutzt werden können, als „Sätze“ auffassen. Eine Abgrenzung gegenüber Texten, die aus mehreren Sätzen bestehen, bleibt hierbei zunächst offen. Viel wichtiger ist für diesen Vortrag allerdings, dass auch sprachliche Äußerungen, die nach schulgrammatischen Definitionen nicht als Sätze gelten, wie z.B. Ein-

Wort-Sätze und Ellipsen, hier auch als Sätze bezeichnet werden sollen. Die einzelnen Komponenten eines Satzes – wie Wörter, Morpheme, grammatische Strukturen, Prosodie, etc. – können sodann nach der Methode des Strukturalismus bestimmt werden.

Die so bestimmten sprachlichen Komponenten verweisen dabei auf Komponenten von mentalen Repräsentationen, die prinzipiell unabhängig von der Sprache existieren. (Damit soll nicht verneint werden, dass es auch Einflüsse der Sprache auf die Komponenten mentaler Repräsentationen gibt.) Das Verhältnis von sprachlichen Komponenten und Komponenten mentaler Repräsentationen ist dabei arbiträr – dass eine bestimmte sprachliche Komponente für eine bestimmte Komponente mentaler Repräsentationen steht, ist durch Konvention bestimmt. Aus den im Satz ausgedrückten Komponenten wird eine mentale Repräsentation erstellt. In Bezug auf die Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken müssen allerdings zwei Arten von Bedeutung unterschieden werden: die Komponenten-Bedeutung und die Satz-Bedeutung. Einzelne Sprachkomponenten stehen für Komponenten mentaler Repräsentationen; sie bedeuten also mentale Entitäten. Unter „Satz-Bedeutung“ möchte ich allerdings die spezifische Bedeutung einer Äußerung in einem konkreten Kontext verstehen. Sie ist vermittelt durch die Bedeutung der mentalen Repräsentation, wobei die Bedeutung der mentalen Repräsentation nicht nur von den sprachlich ausgedrückten Komponenten abhängt, sondern auch von anderen nicht-ausgedrückten mentalen Repräsentationen wie der Repräsentation des Kontextes und der Umwelt, dem Weltwissen, Hintergrundannahmen, usw.

Zunächst zur Komponenten-Bedeutung: Sie ist also keine Relation zwischen den Sprachkomponenten und Gegenständen in der Welt, sondern eine Beziehung zwischen Sprachkomponenten und Komponenten von mentalen Repräsentationen. Sprache ist ein Codierungs-System für mentale Repräsentation, oder: – aus der Sicht des Hörers – sprachliche Äußerungen sind Anleitungen zum Aufbau von mentalen Repräsentationen. Dabei stehen die einzelnen sprachlichen Komponenten für einzelne Komponenten mentaler Repräsentationen, was hauptsächlich Begriffe sind.

In der Tradition der analytischen Sprachphilosophie dominiert hingegen die Auffassung, dass sich Wörter nicht auf mentale Entitäten, sondern auf Gegenstände (oder Klassen von Gegenständen) beziehen. Die bekannten Argumente Freges gegen eine rein extensionale Semantik, bei der die Bedeutung von Wörtern mit deren Bezugnahme auf Gegenstände gleichgesetzt wird, führen dazu, dass die allermeisten Theorien die Bezugnahme von Wörtern als vermittelt durch irgendeine Art der Bedeutung oder Referenzfestlegung ansehen. Allerdings wird weiterhin daran festgehalten, dass sich die Wörter – wenn auch nur vermittelt – auf Gegenstände beziehen. Die Frage, die vor diesem Hintergrund diskutiert wird, ist, wie die Vermittlung geschieht. Putnam (1988) argumentiert dafür, dass mentale Repräsentationen niemals die Vermittlerrolle zwischen Sprache und Welt spielen können. Er führt an, dass eine „lingua mentis“, also ein System von mentalen Repräsentationen verschiedene Voraussetzungen erfüllen müsste, um diese Vermittlerrolle spielen zu können. Sodann versucht er nachzuweisen, dass mentale Repräsentationen diese Voraussetzungen nicht erfüllen. Die wichtigste Voraussetzung, die er anführt, ist folgende: Mentale Repräsentationen müssten sich von sich aus auf genau die Gegenstände beziehen, auf die sich die damit verbundenen Wörter beziehen. Hierbei geht Putnam allerdings – wie sehr viele andere – stillschweigend davon aus, dass Wörter in jeder Sprechsituation immer denselben Bezug haben. Um sein Beispiel zu nehmen: Das Wort „Rotkehlchen“ bezieht sich nach dieser Auffassung immer auf eine bestimmte natürliche Art, unabhängig davon, in welchem Kontext oder welcher Situation es benutzt wird. Um diese „starre“ Bezugnahme zu erklären, müsste eine zugehörige mentale Repräsentation ebenfalls diese „Starrheit“ in der Bezugnahme aufweisen, was unplausibel scheint. Wir müssten nämlich davon ausgehen, dass diese „Sprache des Geistes“ eine Sprache ist, die allen Menschen gleich ist. Falls es Unterschiede geben würde, z.B. zwischen unterschiedlichen Sprachgemeinschaften, dann könnte nie ein Wort der einen Sprache in die andere übersetzt werden. Rotkehlchen hat allerdings perfekte Übersetzungen, z.B. englisch „robin“. Daher können

mentale Repräsentationen nach Putnam niemals den Bezug von sprachlichen Ausdrücken vermitteln oder erklären. Meines Erachtens ist allerdings die weithin geteilte Grundannahme falsch, dass Wörter eine solche „starre“ Bezugnahme aufweisen. Es ist schlicht falsch, dass „Rotkehlchen“ in jeder Situation und jedem Kontext auf diese eine bestimmte Vogelart verweist. Wenn ich beispielsweise im Garten sitzend sage „Das Rotkehlchen dort drüben ist frech“, so spielt es keine Rolle für die Bezugnahme, ob der Vogel tatsächlich ein Rotkehlchen ist oder nicht. Für eine geglückte Referenz ist lediglich entscheidend, dass der Vogel einem Rotkehlchen hinreichend ähnlich sieht und dass nicht zu viele andere ähnliche Vögel in seiner Nähe sind. Der Grund hierfür ist, dass mentale Repräsentationen Verhalten steuern. Ihr Bezug ist daher letztendlich durch das Verhalten des repräsentierenden Systems bestimmt, und dieses wiederum ist unabhängig von natürlichen Arten (Details in Vosgerau et al. 2008). Der Punkt, der hier gemacht werden soll, scheint mir nicht im Sinne der Unterscheidung zwischen attributiven und referentiellen Gebrauch aufgelöst werden zu können. Wenn ich in Amerika bin, wo „robin“ auf eine andere natürliche Art verweist als in England, so kann ich das Wort trotzdem referentiell benutzen ohne dabei einen Fehler zu machen. Ich beziehe mich dann eben auf die amerikanischen Rotkehlchen. Eine Semantik, die versucht, einen Unterschied zwischen meinem Gebrauch von „robin“ in Amerika und meinem Gebrauch von „robin“ in England zu erklären, setzt fälschlicherweise genau diese starre Bezugnahme von Wörtern voraus, die ich verneine. Sie versucht also einen Unterschied zu erklären, den es gar nicht gibt.

Da also die Konstituenten von Sprache gar keine „starre“ Bezugnahme aufweisen, müssen das auch nicht die Konstituenten von mentalen Repräsentationen, auf die sie verweisen. Im Gegenteil, auch die Konstituenten von mentalen Repräsentationen – und das sind in erster Linie Begriffe – weisen keine „starre“ Bezugnahme auf die Welt auf. Für die meisten Begriffe, die wir verwenden, gibt es Dinge, von denen unklar ist ob sie unter den Begriff fallen oder nicht. Trotzdem sind diese Begriffe gut genug, um damit zu denken. Insbesondere können wir uns trotz unscharfer Begriffe mühelos auf die Welt beziehen. (Putnam versucht dies durch „sprachliche Arbeitsteilung“ zu erklären – diese These erklärt allerdings nur den definitorisch festgelegten Bezug von Wörtern, jedoch weder den Bezug von mentalen Repräsentationen noch den tatsächlichen Bezug von Wörtern in konkreten Kontexten.) Die Referenz von mentalen Repräsentationen hängt offensichtlich nicht davon ab, ob die darin verwendeten Begriffe scharf sind oder nicht. Wenn ich mir beispielsweise Gedanken über Gemüse mache, ist es in den allermeisten Fällen vollkommen irrelevant, ob Tomaten darunterfallen oder nicht. Mit anderen Worten: Ob sich meine Gemüse-Gedanken auf Tomaten beziehen oder nicht, ist meistens nicht nur uninteressant, sondern sogar wahrscheinlich unterdeterminiert und schlicht nicht bestimmt. Die Frage, wie genau sich meine Gemüse-Gedanken auf die Welt beziehen und worauf sie sich genau beziehen, ist allerdings keine linguistische Frage, sondern eine psychologische Frage. Da mentale Repräsentationen letzten Endes genau diejenigen Entitäten sind, mit deren Hilfe wir komplexe Verhaltensweisen erklären können (cf. Vosgerau, Schlicht & Newen 2008), ist die Frage, wie sie sich auf die Welt beziehen, letztendlich nur zu beantworten mit Hilfe der Antwort auf die Frage, wie mentale Repräsentationen unser Verhalten steuern. Und dies ist genau die Frage, der die allgemeine Psychologie nachgeht.

Nun zur Satz-Bedeutung: Das klassische Verständnis der Satzbedeutung beruht auf dem Prinzip der Kompositionalität. Es wird davon ausgegangen, dass die Bedeutungen der einzelnen Satz-Komponenten zusammengefügt werden zur Satzbedeutung. Dabei spielen Grammatik und Syntax eine strukturierende Rolle. Die Komposition der einzelnen Bedeutungen erfolgt nach rein linguistischen Regeln. Das bedeutet, dass die Satzbedeutung eines gegebenen Satzes ohne Berücksichtigung des Kontextes oder der Sprechsituation von jedem verstanden werden kann, der die Regeln der verwendeten Sprache kennt. Diese Satzbedeutung wird häufig als „wörtliche“ Bedeutung bezeichnet, da das, was letztendlich mit dem Satz in einer bestimmten Situation ausgedrückt werden soll, häufig von dieser Bedeutung abweicht. Zu der spezifischen

Bedeutung eines Satzes im konkreten Äußerungskontext gelangt man nach der klassischen Sicht erst durch pragmatische Regeln, wie z.B. den Griceschen Implikaturen: Die Pragmatik beschäftigt sich genau mit der Frage, wie aus der wörtlichen Satzbedeutung und den Kontextfaktoren die „pragmatische“ Bedeutung eines Satzes entsteht.

Momentan laufen viele Debatten in der Sprachphilosophie, wo genau die Linie zwischen Semantik und Pragmatik zu ziehen ist. Insbesondere wird heiß diskutiert, wie viele Kontexteinflüsse bereits auf der Ebene der wörtlichen Satzbedeutung zu berücksichtigen sind. Wenn die These der primären Funktion der Sprache richtig ist, die ich aufgestellt habe, ergibt sich allerdings eine noch radikalere Position. Sprache ist primär dazu da, uns gegenseitig unsere mentalen Zustände zugänglich zu machen. Dies geschieht immer in einer konkreten Situation, in der neben der ausgedrückten noch viele andere mentale Repräsentationen eine entscheidende Rolle spielen. Viele von diesen müssen nicht extra ausgedrückt werden, da sie schon am Verhalten „ablesbar“ sind: Beispielsweise kann mein Gegenüber im Normalfall meine Blickrichtung verfolgen und so wissen, was ich sehe. Ich brauche ihm also nicht noch zusätzlich mit anderen Mitteln verständlich machen, was ich sehe, insbesondere nicht, was wir beide sehen. Das bedeutet, dass ich im Normalfall meinem Gegenüber gerade *nicht* sage, wie die Welt beschaffen ist – das wissen wir beide durch unsere Wahrnehmung, und wir wissen normalerweise auch von uns gegenseitig, dass wir das wissen. Der Kontext, oder genauer: die mentale Repräsentation des Kontextes spielt also bei jeder normalen Äußerung eine wichtige Rolle, da sie das Fundament des Verständnisses bildet. Dies kann schon bei Zeigegesten deutlich gemacht werden: Die konkrete Bedeutung einer Zeigegeste ist so extrem vom Kontext abhängig, dass sich eine „wörtliche“ Bedeutung solcher Gesten schwerlich finden lässt (vgl. auch Wittgenstein 1963, Tomasello, Carpenter & Liszkowski 2007). Wenn ich auf ein Fahrrad zeige, so kann ich, je nach Kontext, ganz verschiedene Mitteilungen machen; z.B. „Schau, hier gibt es doch Fahrräder“, „So ein Fahrrad wünsche ich mir“, „Der Nachbar hält sich nicht an das Fahrradparkverbot“, „Diese Farbe gefällt mir nicht“, und vieles mehr. Die These, die ich demnach vertreten möchte, ist nicht nur, dass der Kontext für die Satzbedeutung eine große Rolle spielt, sondern dass eine „wörtliche“ Satzbedeutung ganz und gar überflüssig ist. Das bedeutet, dass eine Trennung zwischen Semantik und Pragmatik in keiner Weise sinnvoll ist. Vielmehr muss eine Analyse der Satzbedeutung sehr viel mehr in den Blick nehmen als nur linguistische Regeln. Damit muss sie aber auch die Grenzen der reinen Sprachforschung notwendigerweise verlassen, so dass das ganze Projekt der sogenannten philosophischen Semantik im klassischen Sinne fragwürdig wird.

Was bleibt uns dann aber noch als Satzbedeutung, und wie kommen wir zu ihr? Satzbedeutung möchte ich von vorneherein verstehen als die spezifische Bedeutung einer Äußerung in ihrem konkreten Kontext. Wenn es richtig ist, dass sprachliche Äußerungen so etwas wie ein Rezept zum Aufbau mentaler Repräsentationen sind, dann stehen einzelne Sprachkomponenten für einzelne Komponenten von mentalen Repräsentationen. Die bezeichneten Komponenten mentaler Repräsentation existieren dabei prinzipiell unabhängig von der Sprache – mit sprachlichen Mitteln können wir nur auf sie verweisen. Das bedeutet, dass zum Verstehen eines Satzes zunächst die einzelnen Komponenten der sprachlichen Äußerung verstanden werden müssen, dass also die richtigen Komponenten mentaler Repräsentationen aktiviert werden müssen. Sodann müssen diese Komponenten zu einer komplexen mentalen Repräsentation zusammengefügt werden, um die Satzbedeutung zu erhalten. Die Zusammenfügung von Komponenten mentaler Repräsentationen erfolgt allerdings nach psychologischen Gesetzen, nicht nach linguistischen Regeln, einfach weil wir es hier mit mentalen Entitäten und nicht mit sprachlichen zu tun haben.

Wie genau funktioniert aber die Komposition von mentalen Repräsentationen? Mentale Repräsentationen basieren zum großen Teil auf Begriffen. Dabei ist es irrelevant, ob Begriffe als mentale Entitäten angesehen werden oder nicht, ob also mentale Repräsentationen Begriffe enthalten oder lediglich aus Repräsentationen von Begriffen bestehen. Der Einfachheit halber

werde ich im Folgenden so sprechen, als wären Begriffe mentale Entitäten. (Zudem sei darauf hingewiesen, dass mentale Repräsentationen nicht nur aus Begriffen bestehen – zusätzlich müssen sie auch noch mentale Entsprechungen von Deiktika und Namen haben. Darauf werde ich aber hier nicht eingehen können. (vgl. Vosgerau 2007)) Es erweist sich als sinnvoll, eine Unterscheidung zwischen zwei Arten von Begriffen zu machen: wahrnehmungsbasierte Begriffe und theoretische Begriffe (vgl. Newen & Bartels 2007). Wahrnehmungsbasierte Begriffe werden konstituiert durch wahrnehmbare Eigenschaften; d.h. sie kategorisieren Dinge nach ihren wahrnehmbaren Eigenschaften. Theoriebasierte Begriffe sind dagegen konstituiert durch kleine Theorien, d.h. Mengen von Sätzen, die den Dingen notwendige Eigenschaften zuschreiben. Dabei gilt, dass zu jedem wahrnehmungsbasierten Begriff auch ein theoretischer gebildet werden kann, der dann meistens mit demselben Wort ausgedrückt wird. Der Unterschied lässt sich daher schön an folgendem Satz demonstrieren: „Diese Pistole ist keine Pistole“. Das erste Vorkommen von „Pistole“ drückt hier den wahrnehmungsbasierten Begriff aus, unter den z.B. auch eine Spielzeugpistole fällt. Das zweite Vorkommen drückt hingegen den theoriebasierten Begriff aus, der auf Sätzen wie „Dies kann schießen“ etc. beruht. Was also in dem Satz gesagt wird, ist, dass ein Ding, was aussieht wie eine Pistole, keine „echte“ Pistole ist. Im Folgenden werde ich mich nur mit den wahrnehmungsbasierten Begriffen auseinandersetzen, und zwar aus folgenden Gründen: Erstens sind wahrnehmungsbasierte Begriffe die grundlegenden (Newen & Bartels 2007). Zweitens ist die Frage der Kompositionalität für theoriebasierte Begriffe wesentlich einfacher zu beantworten und stellt damit das kleinere Problem für meinen Ansatz dar.

Eine erfolgreiche psychologische Theorie der wahrnehmungsbasierten Begriffe wurde von Eleanor Rosch (1973) entwickelt: die Prototypentheorie. Mir geht es hier nicht darum, die von ihr entwickelten Thesen zu diskutieren. Insbesondere möchte ich mich nicht einer bestimmten Lesart der Prototypentheorie anschließen, die sehr verbreitet ist: dass nämlich Kategorien durch Prototypen bestimmt werden. Ich möchte dagegen eine Lesart der Prototypentheorie vorstellen und verteidigen, die Typikalitätseffekte weniger in den Vordergrund stellt. Demnach werden Kategorien charakterisiert durch ein Bündel von Eigenschaften, wobei keine dieser Eigenschaften notwendig oder gar hinreichend für die Zugehörigkeit zur Kategorie ist bzw. sein muss. Dieser Ansatz stellt einen Mittelweg dar zwischen merkmalsbasierten Ansätzen, die eine Kategorie durch eine Menge definitorischer Merkmale bestimmt sehen, die alle notwendig und zusammen hinreichend sind, und der Wittgensteinschen Idee der Familienähnlichkeit, die gar keine charakteristischen Merkmale mehr zulässt. Dadurch kann erreicht werden, dass die Prototypentheorie sehr elegant mit unscharfen Begriffen umgehen kann, während sie gleichzeitig nicht auf charakteristische Eigenschaften verzichten muss.

In der Psychologie wird die Prototypentheorie bis heute erfolgreich angewendet in verschiedenen Gebieten. Obwohl die sog. Prototypensemantik, die auf dieser Theorie basiert, keinen guten Ruf mehr hat, wurde die eben vorgestellte Grundidee erfolgreich zur Beschreibung von grammatischen Kategorien angewendet (Givón 2002). Die Kategorie NOMINATIV kann beispielsweise charakterisiert werden durch eine ganze Reihe von Eigenschaften, die sie ausdrückt, z.B. AGENS, TOPIK, etc. Dabei gilt jedoch, dass keine dieser Eigenschaften von einem Vorkommen der Kategorie auch tatsächlich ausgedrückt werden muss: es lassen sich für jede Eigenschaft Beispiele finden, bei denen der Nominativ diese Eigenschaft nicht bezeichnet. Zum Beispiel haben wir es in „Der Hund beißt den Mann“ mit einer prototypischen Verwendung zu tun, bei der das im Nominativ ausgedrückte Objekt tatsächlich AGENS und TOPIK ist. Hingegen wird in „Den Mann beißt der Hund“ nur AGENS, nicht aber TOPIK ausgedrückt, während in „Der Wind schlägt die Tür zu“ nur TOPIK, nicht aber AGENS ausgedrückt wird. Ganz ähnlich können auch wahrnehmungsbasierte Kategorien gedeutet werden: Die Kategorie WEISS wird zum Beispiel charakterisiert durch ein Gebiet im Farbraum, eine bestimmte Helligkeit, etc. Trotzdem können ganz verschiedene Farben darunterfallen, wie durch die folgenden Verwendungsweisen des Wortes „weiß“ deutlich wird: „eine weiße Flagge“, „ein weißer

Mann“, „ein weißer Wein“. Bei jedem der Verwendungsweisen wird ein ganz anderer Farbton bezeichnet, obwohl das gleiche Wort verwendet wird.

Bei der Komposition von wahrnehmungsbasierten Begriffen müssen also die verschiedenen charakteristischen Merkmale kombiniert werden. Dies geschieht nicht durch einfache Juxtaposition, sondern vielmehr werden, je nach Kontext, relevante Eigenschaften ausgewählt. So ist zum Beispiel die Kategorie WEIN unter anderem durch eine bestimmte Region im Farb-raum charakterisiert. Bei Komposition mit der Kategorie WEISS werden daher nicht einfach zwei Begriffe summiert. Vielmehr werden die relevanten Eigenschaften ausgewählt und zueinander in Beziehung gesetzt – in diesem Fall wird vor allem die Helligkeit als charakteristische Eigenschaft der Kategorie WEISS eine Rolle spielen und nicht so sehr der Farbton, der durch die Kategorie WEIN schon vorgegeben ist. Entsprechend ist die Komposition von WEISS mit MANN und von WEISS mit FLAGGE zu verstehen, wobei FLAGGE wohl nicht durch bestimmte Farben charakterisiert ist, so dass hier der typische Farbton der Kategorie WEISS relevant wird. Die Komposition von Begriffen erfolgt also auf dem Level von mentalen Repräsentationen, und sie folgt den psychologischen Gesetzen, die hier herrschen. Welche Eigenschaften von welchen Kategorien gerade relevant sind für die Komposition, hängt ab von der „psychologischen Nähe“ der Eigenschaften der beiden Kategorien. Um diese zu bestimmen, muss die Struktur des semantischen Gedächtnisses erforscht werden, was ein psychologisches Unterfangen ist. Hierbei ist nicht nur wichtig, durch welche Eigenschaften die verschiedenen Begriffe bestimmt sind, sondern auch, in welchen Beziehungen diese Eigenschaften zueinander stehen, wie also die Eigenschaften im semantischen Netz angeordnet sind.

Um noch ein anderes Beispiel zu nennen: der Begriff HAUS kann in verschiedenen Kontexten eine ganz unterschiedliche Bedeutung haben, je nachdem, ob es um Schnecken oder um Könige geht. Gleichzeitig können wir ganz verschiedene Begriffe wählen, um ein und dasselbe Ding zu bezeichnen, je nachdem, welche Eigenschaft wir herausstreichen wollen. Anstatt zu sagen, dass sich Herr Meier ein Haus gebaut hat, können wir beispielsweise auch sagen, dass Herr Meier sich sein kleines Schloss gebaut hat. Durch den Kontext werden hier ganz bestimmte Eigenschaften der Kategorie SCHLOSS herausgehoben, wie zum Beispiel die Eigenschaft großzügig gebaut zu sein, einen schönen Garten zu haben, den Vorstellungen des Erbauers zu entsprechen. Mit diesem Satz wird also etwa ausgedrückt, dass Herr Meier sich ein Haus nach seinen Vorstellungen gebaut hat, was für seine Verhältnisse großzügig ist und einen schönen Garten besitzt. Für das Verständnis eines solchen Satzes wäre es nicht nur wenig hilfreich, sondern gar irreführend, zunächst eine Proposition als „wörtliche“ Bedeutung angeben zu wollen. Insbesondere wäre es ein geradezu absurdes Unterfangen, die Wahrheitsbedingungen einer solchen Proposition angeben zu wollen, da diese ja ganz ähnlich sein müssten wie die des Satzes „König Ludwig II. hat sich ein kleines Schloss gebaut“. Solche Wahrheitsbedingungen würden jedoch völlig an der Bedeutung des Satzes vorbeianalisieren.

Wie schon erwähnt, lassen sich nicht nur wahrnehmungsbasierte Begriffe durch Kategorien im Sinne der Prototypentheorie auffassen, sondern auch grammatische Kategorien. Die These, dass sich die Komposition von Bedeutungselementen auf der Ebene der mentalen Repräsentation abspielt, wird daher noch weitreichender: Nicht nur einzelne Wörter stehen für Komponenten mentaler Repräsentationen, sondern auch grammatische Elemente, wie syntaktische Anordnung (z.B. als Kasusmarkierung), sog. Grameme (z.B. Flexionsmorpheme als Kasusmarkierung), Partikel, etc. Die Grammatik hat also, genau wie einzelne Wörter, lediglich die Funktion, bestimmte Begriffe auszudrücken. Sie hat darüberhinaus keine strukturierende Rolle. Das, was beispielsweise im Deutschen durch die Satzstellung ausgedrückt wird (wie etwa eine Frage), wird in anderen Sprachen durch ein Morphem ausgedrückt (wie etwa durch die Partikel *-ka* im Japanischen) oder sogar durch ein eigenständiges Wort. Wenn wir also die Bedeutung eines Satzes angeben wollen, so müssen wir zunächst die Komponenten des Satzes ausfindig machen. Das wird in der Linguistik häufig als „Parsing“ bezeichnet. Hierbei geht es allerdings nicht darum, wie häufig geglaubt wird, eine durch die Grammatik strukturierte An-

gabe der einzelnen Satzkomponenten aufzuschlüsseln, sondern nur darum, die einzelnen Komponenten, die vielschichtig in einem Satz enthalten sind, zu identifizieren. Wenn dies geschehen ist, kann jeder Komponente ein bestimmter Begriff bzw. andere Komponente mentaler Repräsentationen zugeordnet werden. Die Integration der so enthaltenen Komponenten mentaler Repräsentationen in eine bestehende komplexe Repräsentation hat sodann nichts mehr mit linguistischen Regeln zu tun, sondern findet ausschließlich auf einem psychologischen Level statt.

Diese Sichtweise hat entscheidende Auswirkungen darauf, was wir einen „einfachen Satz“ nennen. Da eine semantische Analyse einer Sprache in der Philosophie gewöhnlich mit den einfachen Sätzen anfängt, hat dies auch entscheidende Auswirkungen auf das Projekt der philosophischen Semantik. Als einfache Sätze können nun nämlich nicht mehr grammatisch einfache Sätze gelten, da die Grammatik nicht mehr als strukturierend aufgefasst wird. Im Gegenteil, auch sie wird als bedeutungstragend angesehen, so dass die semantische Komplexität mit der grammatischen Komplexität abnimmt. Der grammatisch einfache Satz ist daher auch semantisch einfacher als der grammatisch komplexe Satz. Allerdings ist der semantisch einfachste Satz einer, der gar keine Grammatik enthält, wie das zum Beispiel bei Ein-Wort-Sätzen der Fall ist. Traditionell werden Sätze wie „Sokrates läuft“ als einfache Sätze angenommen. Solche Sätze beschreiben typischerweise eine Situation. Dies mag unter anderem dazu geführt haben, dass als primäre Funktion von Sprache die Übermittlung von Fakten angesehen wurde, was dann zu einer wahrheitsbasierten Analyse Anlass gab. Tatsächlich ist es aber so, dass Kinder beim Erstspracherwerb nicht mit solchen Sätzen anfangen, sondern vielmehr mit Ein-Wort-Sätzen, die noch gar keine Grammatik aufweisen. Um die Funktionsweise von Sprache zu verstehen, sollte eine semantische Analyse ebenfalls mit diesen semantisch einfachen Sätzen beginnen, wie zum Beispiel „nein“, „Mama“, „trinken“, etc. Solche einfachen Sätze können vielfältig verwendet werden, ähnlich wie Zeigegesten. Je nach Kontext ist ihre spezifische Bedeutung sehr unterschiedlich, so dass es wenig erfolgversprechend ist, hier einen kontextunabhängigen propositionalen Gehalt ausmachen zu wollen. Insbesondere helfen Wahrheitsbedingungen hier nicht weiter: Ein Kandidat für einen propositionalen Gehalt von „Mama“ wäre etwa so etwas wie „Hier ist die Mama“, dem man natürlich auch Wahrheitsbedingungen zusprechen könnte. Allerdings lassen sich hiermit längst nicht alle Verwendungsweisen von „Mama“ charakterisieren, selbst wenn noch pragmatische Faktoren zugelassen werden. Wenn zum Beispiel ein Kind etwas gebastelt hat und „Mama“ sagt, während die Mutter schon neben dem Kind sitzt, so ist die Bedeutung eher aufzufassen als „Mama, schau mal“, was nicht sinnvoll auf die eben angegebene Proposition zurückgeführt werden kann.

Generell scheint es so zu sein, dass die Kontextabhängigkeit eines Satzes mit der semantischen Einfachheit zunimmt. Je komplexer eine Äußerung wird, das heißt, je mehr durch sprachliche Mittel in einem Satz ausgedrückt wird, desto weniger Kontextinformationen müssen für ein Verständnis des Satzes hinzugenommen werden. (Dies gilt allerdings nur für Sätze, die isoliert betrachtet werden und nicht Teil eines Textes sind.) Der Grund hierfür ist ganz einfach, dass die einzelnen Komponenten eines Satzes jeweils als Kontext für die anderen fungieren, so dass der nötige Kontext auch sprachlich hergestellt werden kann. Dies ist bei fiktiven Geschichten besonders offensichtlich. Bei einfachen Sätzen existiert jedoch kein sprachlicher Kontext, so dass bereits aufgebaute mentale Repräsentationen die ganze Arbeit übernehmen müssen. Je einfacher also die Sätze sind, die wir verstehen wollen, desto größer ist der Einfluss des Kontextes. Daher muss eine semantische Analyse, die bei einfachen Sätzen anfängt, von vorneherein die Repräsentation des Kontextes miteinbeziehen. Das klassische Verfahren, das zunächst eine kontextfreie Analyse anbietet, die in einem zweiten Schritt der Pragmatik erst Kontextfaktoren berücksichtigt, kann also gerade bei einfachen Sätzen nicht funktionieren. Die Grenze zwischen Semantik und Pragmatik muss also nicht nur verschoben, sondern gänzlich aufgehoben werden.

Die Bedeutung von Sprache sollte als vermittelt durch mentale Repräsentationen aufgefasst werden, so dass sich die klassische Frage der philosophischen Semantik verschiebt auf die Frage der Bezugnahme von mentalen Repräsentationen. Diese Frage ist allerdings eine psychologische Frage und keine linguistische. Insbesondere sind die psychologischen Gesetze der Bezugnahme essentiell Gesetze der „Funktionsweise“ von mentalen Repräsentationen als der verhaltenssteuernden Mechanismen. Diese Gesetze und Mechanismen sind allerdings vollkommen unabhängig von dem Begriff der Wahrheit. Eine mentale Repräsentation führt zu bestimmten Verhaltensweisen unabhängig davon, ob sie wahr oder falsch ist. Daher kann der Begriff der Wahrheit nichts zur Klärung der Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken beitragen. Insbesondere kann eine semantische Analyse der natürlichen Sprache nicht auf Propositionen aufbauen. Es sind nicht Propositionen, die den Kern der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke bilden, sondern mentale Repräsentationen, die dadurch charakterisiert sind, dass sie Verhalten steuern. Eine umfassende Semantik ist daher nicht nur durch Sprachanalyse zu bewerkstelligen. Vielmehr handelt es sich hierbei um ein essentiell interdisziplinäres Projekt, an dem nicht nur die Philosophie, sondern auch die Sprachwissenschaften und die Psychologie wesentlich beteiligt sein sollten.

Literatur:

- Davidson, D. (1967): Truth and Meaning, *Synthese* **17**, 304-323.
- Givón, T. (2002): *Bio-Linguistics*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins Publishing Company.
- Newen, A. & Bartels, A. (2007): Animal Minds and the Possession of Concepts, *Philosophical Psychology* **20**, 283-308.
- Putnam, H. (1988): *Representation and Reality*, Cambridge MA: MIT Press.
- Tomasello M., Carpenter M., Call J., Behne T. & Moll H.(2005): Understanding and sharing intentions: The origins of cultural cognition, *Behavioral and Brain Sciences* **28**, 675-691.
- Tomasello, M., Carpenter, M. & Liszkowski, U. (2007): A new look at infant pointing, *Child Development* **78**, 705-722.
- Vosgerau, G. (2007): Conceptuality in Spatial Representation, *Philosophical Psychology* **20**, 349-365.
- Vosgerau, G. (2009): *Mental Representation and Self-Consciousness*, mentis, Paderborn (erscheint voraussichtlich 2009).
- Vosgerau, G., Schlicht, T. & Newen, A. (2008): Orthogonality of Phenomenality and Content, *American Philosophical Quarterly* (im Erscheinen).
- Warneken, F., Chen, F., & Tomasello, M. (2006). Cooperative activities in young children and chimpanzees. *Child Development* **77**, 640-663.
- Wittgenstein, L. (1922): *Tractatus Logico-Philosophicus*, Routledge & Kegan Paul, London.
- Wittgenstein, L. (1963), *Philosophical Investigations*, G. Anscombe (trans.), Macmillan, New York.